



Herbst 1918: Die Spanische Grippe hat die Welt bereits im Griff. Aber für Cleo ist sie weit weg, sie ist mit sich selbst und ihrer Zukunft beschäftigt: Heiraten, Bohemien werden oder an die Universität? Doch die Gegenwart holt Cleo bald brutal ein. Die Seuche erreicht ihre Heimatstadt: Schulen, Geschäfte, Theater schließen – das öffentliche Leben kommt zum Stillstand. Und die Zahl der Opfer wächst: Nicht Kleinkinder und Alte, sondern vor allem Menschen in der Blüte ihres Lebens sterben. Als das Rote Kreuz freiwillige Helfer sucht, beschließt Cleo, nicht mehr untätig zu sein. Selbst wenn es den Tod bedeuten könnte.

**MAKIIA LUCIER** ist auf der pazifischen Insel Guam aufgewachsen, hat Publizistik und Bibliothekswissenschaft studiert und lebt heute in dem Universitätsstädtchen Moscow, Idaho. »Das Fieber« ist ihr erstes Buch.

**Erscheint im Mai 2015**

**Ab 14 Jahren**

**MAKIIA LUCIER**

**Das Fieber**

Aus dem Englischen von Katharina Diestelmeier

Umschlaggestaltung von Suse Kopp

Hardcover mit Schutzumschlag

Ca. 384 Seiten, 12 x 19,5 cm

€(D) 17,99 | €(A) 18,50 | sFr 25,90

ISBN 978-3-551-56012-4

## 6

Freitag, 11. Oktober 1918

»Oregonian! Kaufen Sie hier das Tageblatt! ›Influenza befällt Portland! Bürgermeister schließt die Stadt!‹ Die aktuelle Ausgabe des Tageblatts! Tageblatt gefällig, mein Herr?«

Ich warf dem Zeitungsjungen an der Straßenecke einen Nickel zu. Er war ungefähr zehn und trug eine blaue Mütze auf seinem ungepflegten Haar. Der Junge fing die Münze auf und warf mir eine Zeitung zu, dann drehte er eine elegante Pirouette und erwischte einen weiteren Nickel, der aus der entgegengesetzten Richtung kam. Ich steckte die Zeitung in die Tasche und ging die Thirteenth Street entlang.

Portland hatte über zweihunderttausend Einwohner und wurde von seinem langen, mäandernden Fluss, dem Willamette River, in Ost- und Weststadt geteilt. St. Helen's Hall lag am südwestlichen Stadtrand; unser Haus nördlich davon in der King Street. Ich machte einen Bogen um einen Kinderwagen. Wich einem Lieferjungen auf einem Fahrrad aus. Und hatte das Gefühl, als hätte ich eine völlig fremde Welt betreten.

Das lag an den Masken.

Im Blumenladen an der Ecke Thirteenth und Jefferson Street hielt Mr Pressman zwei ältlichen Matronen die Tür auf. Wie immer trug er eine rote Nelke am Revers. Aber eine weiße Gazemaske verdeckte seinen schmalen Schnurrbart und sein fröhliches Lächeln. Erschrocken ließ ich den Blick über die Menge schweifen. Ich erblickte noch eine. Und noch eine. Und da, der Mann mit dem Stock. Noch eine.

Überall um mich herum beanspruchten Automobile lautstark einen Teil der Straße neben rumpelnden Lastwagen, hölzernen Karren und einer vereinzelt Pferde-Kutsche. Ein Tramfahrer steuerte auf ahnungs-

lose Fußgänger zu, ohne die empörten Rufe und erhobenen Fäuste hinter sich zu beachten. Ich sah der Bahn verblüfft nach, bis ich bemerkte, dass es sich um einen wieder eingesetzten Sommerwaggon handelte. Im Unterschied zu den Straßenbahnwagen für kaltes Wetter hatten die Sommerwaggons keine Türen, Fenster, Gänge oder Seitenwände. Hinten an der Straßenbahn hing ein Schild, auf dem unverblümt stand: SPUCKEN VERBREITET DEN TOD.

Im Schaufenster von Hammond's Drogerie hing ein neues Plakat: HEILMITTEL GEGEN DIE SPANISCHE GRIPPE. ALTBEWÄHRTE ARZNEIEN, WIRKSAMKEIT GARANTIERT. Direkt darunter in der Auslage standen Senfdosen, Chininfläschchen, Zwiebelkisten und Körbe mit Vicks Vaporub. Kunden eilten hinein und heraus. Ich konnte Mr und Mrs Hammond durch das Schaufenster sehen, die hektisch versuchten, alle Wünsche zu erfüllen. Auch der Drogist und seine Frau trugen Schutzmasken.

Ich kam an einer kleinen Steinkirche vorbei, deren Türen mit einer Kette verschlossen waren. Inzwischen hatte Panik von mir Besitz ergriffen.

Ich bog nach links in die Salmon Street ein und machte mich schnell auf den Weg nach Hause.

Die King Street befand sich in einem Viertel, das oben in den West Hills lag. Hier waren Richter und Anwälte, Hoteliers und Verleger zu Hause sowie ein Architekt: Jack. Mein Vater hatte unser Haus, eine Mischung aus hellem Sandstein und englischem Tudorstil, gebaut, als mein Bruder noch ein Baby gewesen war. Das Haus war groß und weitläufig, es bot genug Platz für fünf Kinder. Ich fragte mich manchmal, ob meine Eltern von einer größeren Familie geträumt hatten.

Ich stürmte die Treppe hinauf und schloss die Tür auf. Sobald ich das Haus betreten hatte, ließ ich meine Tasche neben den Schirmständer

fallen und zog meine Handschuhe aus, die ich auf den Tisch in der Eingangshalle legte. Es roch schwach nach Zigarrenrauch und Möbelpolitur.

Ich sah mich um. Zu meiner Rechten war das Wohnzimmer mit dem Flügel und dem Kamin. Zu meiner Linken führte eine geschlossene Tür zu Jacks Arbeitszimmer. Geradeaus, ein paar Stufen hinauf, lag das Esszimmer. Im Unterschied zur Außenwelt war hier alles wie immer.

Ich stand mitten in der Diele und horchte auf einen Klang, nach dem ich mich seit Wochen sehnte. Stille. Allerdings entzückte er mich nicht so sehr, wie ich erwartet hatte.

Es war der Klang der völligen und uneingeschränkten Einsamkeit.

In dieser Nacht wütete ein Sturm. Der Regen und der Wind ließen die Fensterscheiben erzittern. Das Haus ächzte und knarrte wie ein alter Mann, der von einem Stuhl aufsteht. Ich lag im Bett und hatte mir die Decke über den Kopf gezogen. In vollkommener Dunkelheit reute mich jede Poe-Erzählung, die ich je gelesen hatte. Bedauerte ich jede Minute, die ich mit Shelleys Frankenstein verbracht hatte.

Ich schob die Decke weg und setzte mich auf. Nachdem ich die Lampe angeknipst hatte, vergewisserte ich mich, dass Jacks alter Baseballschläger noch immer in Reichweite an meinen Nachttisch gelehnt stand. Mein Zimmer war in hellen Grün- und Gelbtönen gehalten, mit einem kleinen Kamin und einer Fensterbank, auf der sich Kissen türmten. Ich ließ den Blick schweifen, um sicherzugehen, dass nichts – oder niemand – unerwünscht lauerte.

Meine Tasche stand neben der Tür. Ich stieg aus dem Bett, tappte barfuß über den Holzfußboden und angelte die ungelesene Zeitung hervor. Im Zimmer war es kalt, nachdem das Feuer bereits vor Stunden erloschen war. Schnell durchquerte ich den Raum und kroch zurück unter die Decke.

Auf dem Nachttisch lag eine offene Packung Shortbread und ich nahm mir einen Keks. In einer Küchenschublade neben dem Telefon hatte ich

Mrs Fosters Händlerliste gefunden. Aber die Vorräte, die ich bestellt hatte, das Eis für den Eisschrank eingeschlossen, würden erst am nächsten Morgen geliefert werden. In der Speisekammer gab es jedoch jede Menge abgepackter Lebensmittel und Konserven. Mein Abendessen hatte aus Shortbread, Dosenpfirsichen und einem Glas Wasser bestanden. Grace hatte Recht. Näher würde ich dem Kampieren wohl nie kommen.

Ich schlug den *Oregonian* auf und strich ihn auf meiner gelben Quiltdecke glatt. Die Grippe und der Krieg beherrschten die Titelseite. BÜRGERMEISTER ORDNEN DIE SCHLISSUNG DER STADT AN, TICONDEROGA GESUNKEN, DUTZENDE TOTE, VERWUNDETER MARINESOLDAT AUSGERAUBT. Ich las eine beunruhigende Geschichte nach der anderen, bevor ein winziger Artikel am Fuß der Seite meine Aufmerksamkeit erregte.

**KRANKENSCHWESTERN GESUCHT:  
DAS ROTE KREUZ APPELLIERT AN FRAUEN,  
SICH ZU MELDEN**

In einem dringenden Appell fordert das Amerikanische Rote Kreuz alle examinierten Krankenschwestern, Schwesternschülerinnen, Frauen mit Pflegeerfahrung und Hilfsschwestern des Roten Kreuzes auf, sich umgehend für einen Einsatz zur Bekämpfung der Spanischen Grippe zu melden. Gesucht werden außerdem Mitbürger, die bereit sind, durch die Stadtviertel zu gehen, Informationsmaterial zur Prävention zu verteilen und dabei zu helfen, unbehandelte Fälle zu lokalisieren und in örtliche Krankenhäuser zu bringen. Insbesondere Automobilbesitzer werden ermutigt, sich zu melden. Das Rote Kreuz mobilisiert alle verfügbaren Arbeitskräfte vom Atlantik bis zum Pazifik. Zu diesem Zweck bittet es darum, dass sich alle disponiblen Schwestern in und um Portland im städtischen Konzerthaus einfinden.

Unbehandelte Fälle.

Ich starrte die Worte an, bis sie anfangen zu verschwimmen. Was war damit gemeint? Gab es Menschen, die zu Hause lagen, ohne dass sich jemand um sie kümmerte? Zu krank, um nach Hilfe zu telefonieren? Vielleicht sogar Kinder?

Ich lehnte mich an das Kopfteil meines Bettes, sah die Blitze über den Himmel zucken und hörte das dumpfe Donnerrollen. Mein gesunder Menschenverstand riet mir, es noch nicht einmal in Erwägung zu ziehen. Ich würde auch so schon genug Schwierigkeiten bekommen. Es gab bestimmt andere, die helfen würden. Nicht wahr?

Ich las den Artikel noch einmal in dem Gefühl, als wäre er speziell für mich verfasst worden. Ich hatte keine Pflegeerfahrung. Nicht die geringste. Aber ich hatte zwei Automobile. In unserer alten Remise standen Jacks Packard und der Ford, den Mrs Foster für ihre Besuche auf dem Markt und andere Besorgungen benutzte. Letzten Sommer hatte mir Jack beigebracht, wie man mit der launischen Kurbel des Fords umging und wie man verhinderte, rückwärts den Marquam Hill hinunterzurollen. Es war nicht ganz einfach gewesen und das einzige Mal, dass mein Bruder mich angebrüllt hatte, aber jetzt konnte ich problemlos beide Wagen fahren.

Ich schob die Zeitung unter mein Bett, dann löschte ich das Licht und zog mir die Decke bis unters Kinn. Stundenlang lag ich wach. Aber in der Dunkelheit dachte ich nicht mehr an Dr. Frankensteins Monster oder an Einbrecher, die die Treppe heraufgeschlichen kamen.

Ich dachte an meine Eltern.

An meine Mutter und meinen Vater und ihre letzte entsetzliche Nacht in der Kutsche. Zwölf Jahre waren seitdem vergangen, aber trotzdem wusste ich genau, was es hieß, ein unbehandelter Fall zu sein.

## 7

*Samstag, 12. Oktober 1918*

»Vorname?«

»Cleo. C-L-E-O.«

»Nachname?«

»Berry.«

»Alter?«

»Siebzehn.«

Die Krankenschwester hielt inne. »Siebzehn?«, fragte sie.

»Ja.«

»Hmm.« Sie klopfte mit dem Bleistift auf die Tischplatte.

Ich zwang mich, nicht herumzuzappeln. Es war später Vormittag und hatte endlich aufgehört zu regnen, obwohl die Wolken am Himmel noch immer dunkel und bedrohlich wirkten.

Ich stand direkt vor dem Konzerthaus auf der Third Street. Es war erst ein Jahr alt und der wichtigste kulturelle Veranstaltungsort der Stadt, an dem Opern und Ballettaufführungen stattfanden, Symphonien und Musicals, Auftritte von Komödianten, Ausstellungen und Vorträge. Das Gebäude war aus hellem Stein errichtet, mit elf Marmorbalkonen an der Vorderfront. Eine flache Granittreppe verlief über die ganze Länge. Und hier unten, am Fuß der Treppe, saß die Schwester hinter einem hufeisenförmigen Tisch. Sie war ungefähr so alt wie Lucy, Anfang dreißig, mit rotbraunen Haaren, blauen Augen und einem energischen Auftreten, das keinen Unsinn duldete. Neben ihr saß noch eine Krankenschwester, mindestens zwanzig Jahre älter und füllig. Beide Frauen waren weiß gekleidet, auf ihre Ärmel und Hauben waren rote Kreuze gestickt. Um ihre Hälsen hingen Schutzmasken, ebenfalls von tadellosem Weiß.



Die andere Schwester runzelte die Stirn. »Sie ist noch sehr jung, Hannah.«

»Kate ist auch erst siebzehn«, entgegnete Hannah mit ganz leichtem irischen Akzent.

Die andere Schwester schnalzte missbilligend mit der Zunge. »Katherine hilft ihrer Mutter schon seit Jahren. Sie kennt sich in Krankensälen aus. Dieses Mädchen dagegen ...«

Sie unterhielten sich miteinander, als wäre ich unsichtbar, und ich spürte, wie meine guten Absichten aus meinen Poren auf den Bürgersteig sickerten. Ich trug einen langen dunkelblauen Rock und einen dazu passenden Mantel mit rundem Kragen und leicht ausgestelltem Saum. Ich wusste, dass man mir genau ansah, was ich war. Ein unbedarftes Schulmädchen, das gar nicht hier sein dürfte.

Bestimmt konnten die Frauen, die hinter mir in der Schlange standen, jedes Wort hören. Meine Wangen glühten. Ich warf einen Blick zurück. Es waren acht. Acht. War das alles? Sie waren der morgendlichen Kühle entsprechend gekleidet und deutlich älter als ich. Ihre Mienen reichten von neugierig bis hin zu ablehnend. Ich wandte mich wieder um und hörte den Krankenschwestern zu, die weiter darüber diskutierten, ob sie mich behalten oder wegschicken sollten.

Meine Verlegenheit ließ nach und wurde durch Ärger ersetzt. Ich war hierher geeilt, sobald die Lieferanten das Haus verlassen hatten. Der Eisemann war eine volle Stunde zu spät gekommen und ich hatte die ganze Zeit über befürchtet, dass Miss Elliot feuerspuckend und mit dem Schulverweis wedelnd auf meiner Türschwelle auftauchen würde. Ich steckte die Hand in die Manteltasche und spürte den ausgeschnittenen Zeitungsartikel unter meinen Fingerspitzen rascheln. Das Rote Kreuz hatte nach Fahrern gesucht. Sie hatten verzweifelt geklungen. Wenn es ein Mindestalter gab, hätten sie das deutlicher sagen müssen.

Ich hob das Kinn. »In der Zeitung stand, Sie suchen Freiwillige mit

Automobilen«, sagte ich. »Um durch die Stadtviertel zu fahren.«

Hannah richtete sich auf. »Sie haben ein Auto?«

»Ja.« Ich zeigte auf die Reihe aus identischen schwarzen Wagen, die an der gegenüberliegenden Straßenseite parkten.

Die massige Krankenschwester runzelte nur noch stärker die Stirn.

»Aber ...«

Hannah unterbrach sie. »Ich verstehe, Mrs. Howard. Wirklich. Aber wie Sie sehen ...« Sie wies mit dem Kopf auf die Schlange hinter mir und warf mir einen leicht entschuldigenden Blick zu. »Wir können es uns nicht leisten, angebotene Hilfe abzulehnen.«

Mrs Howard schüttelte den Kopf und wandte sich ab, um die Nächste in der Schlange zu sich zu winken.

Hannah griff hinter den Tisch und reichte mir eine weiße Stofftasche. Ich warf einen Blick hinein. Sie war bis obenhin mit ordentlich gebündelten Broschüren und Schutzmasken gefüllt.

»Manche Patienten sind schon mehrere Tage krank, bevor sie bei sich zu Hause gefunden werden«, erklärte sie, als ich die Broschüre betrachtete. Auf dem Titelblatt stand INFLUENZA. WIE MAN SIE VERMEIDET – WIE MAN SICH UM DIE ERKRANKTEN KÜMMERT. »Wir brauchen Freiwillige, die durch die Stadtviertel gehen. An Türen klopfen, die Kranken ausfindig machen und Hilfe holen.«

Ich nickte. Es klang nicht allzu schwierig.

Hannah zeigte auf die Tasche. »Jede Person sollte eine Maske und jeder Haushalt ein Exemplar unserer Influenzabroschüre erhalten. Draußen müssen Sie Ihre eigene Maske nicht tragen. Frische Luft ist am besten. Aber Sie sollten sie anlegen, sobald Sie ein Haus betreten. Und immer, wenn Sie sich im Krankenhaus aufhalten.«

Ich band mir das weiße Stück Stoff um den Hals. »Wo soll ich anfangen?«, fragte ich.

»Es gab mehrere Berichte über Grippefälle in der Caruthers Street«,

sagte sie. »Direkt südlich von hier. Bitte fangen Sie dort an. Die Adressen sind in der Tasche. Sie können Sie einfach nach und nach abhaken und mir dann die Liste bringen, bevor Sie heute Abend nach Hause gehen. Und denken Sie daran, wenn Familienmitglieder zu Hause sind, die sich um die Kranken kümmern können, dann überlassen Sie das ihnen.« Sie warf einen Blick über die Schulter auf das Konzerthaus. »Dieses Spital ist hauptsächlich für diejenigen gedacht, die sonst nirgendwohin können. Andernfalls wären wir hier schnell überbelegt. Wir werden möglicherweise auch so schon bald überbelegt sein.

Wir haben leider keine Schwestertracht für Sie. Aber strecken Sie mal den Arm aus.« Sie stand auf und legte eine weiße, etwa zehn Zentimeter breite Armbinde mit einem roten Kreuz um meinen rechten Mantelärmel. Nachdem sie die Binde zurechtgerückt hatte, befestigte sie sie mit zwei Nadeln. »Dann wissen die Leute, warum Sie bei Ihnen durchs Fenster schauen«, erklärte sie. »Es wäre ja dumm, wenn Sie erschossen würden.«

Ich blinzelte und wartete darauf, dass sie über ihren Witz lachen würde. Als sie das nicht tat, reagierte ich mit einem vorsichtigen: »Oh.«

Hannah setzte sich. »Ich muss Sie warnen, die Telefonverbindungen werden immer unzuverlässiger. Und viele Familien besitzen gar kein Telefon. Außerdem gibt es nur einen Sanitätsdienst in der Stadt. Manchmal kommt der Krankenwagen nicht gleich.«

Ich starrte sie an. »Und ... was soll ich dann tun?«

»Tun Sie, was wir alle in diesen Zeiten tun«, sagte sie. »Lassen Sie sich etwas einfallen. Ich bin Hannah Flynn. Viel Glück, Cleo Berry.« Dann beugte sie sich leicht zur Seite und blickte an mir vorbei.

»Die Nächste, bitte.«

